

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 26.

Samstag, 31. Januar.

1931.

Amateur-Detective / Roman von Walter Bloem.

(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Etwas später erwachte der Sachverständigen-Instinkt in Fräulein Schulze. Sie vernahm den gleichen Text, aber erst von dem Worte „Köhlmann“ an.

Die jähe Unterbrechung des Konzerts setzte aus, die beiden Hörer vernahmen noch, wie die dröhnende Singstimme den Rhein anklagte: er sei schuld, daß man bummeln müsse. Aber diese Verdächtigung des heiligen Stromes drang nicht mehr bis in der beiden Bewußtseinsmittelpunkt vor. Sie streiften die Kopfhörer ab, sahen einander verblüfft an und brachen zugleich in den unterdrückten Ruf aus:

„Was war das?“

Aus dem Wirrwarr, der sekundenlang die beiden Gehirne durchstrudelte, löste sich als erster nicht ganz klar formulierter Gedanke die Erkenntnis heraus: hier handle es sich, neben anderen Sachinhalten, um jenen Lebensstatbestand, für den die Juristensprache den Fachausdruck „Auslobung“ besitzt. Das Laiendeutsch entbehrt einer knappen und bedenden Bezeichnung für diesen Begriff. Darum nahm er in den Gehirnen der beiden Radiohörer die nicht ganz korrekte, aber lebensnahe Fassung an: Hier sind zwanzig, eventuell sechstaufend Mark zu verdienen. Grund genug, dem seltsamen Erlebnis einiges Nachdenken zu widmen.

Herr Lüdicke fand zuerst die Sprache wieder.

„Das muß man sich sofort aufschreiben.“

„Darf man das eigentlich?“, fragte Amanda. „Es handelt sich doch offenbar um ein Radio-Telegramm an die Schiffsleitung!“

„Wertwürdig!“, grübelte Lüdicke, ohne diesem moralischen Bedenken die leiseste Beachtung zu schenken. „Erst war von einem auffallend eleganten und sprachgewandten Monokel die Rede. Dann kam meines Erinnerns etwas von einer Eintragung und einem Hotel.“

„Das alles habe ich noch nicht erfasst“, gestand Amanda. „Ich habe nur abgehört, daß ein Köhlmann aus Frankfurtmain die Passagiere beobachtet und die Hafenpolizei auf eventuell Verdächtige zwecks Verhaftung aufmerksam macht.“

„Dann hieß es, daß die Hafenpolizei von New York verständigt ist“, ergänzte der Obertelegraphensekretär. „Schließlich kam etwas von einer Belohnung für Ergreifung mit Raub oder ohne Raub.“

„Zulezt die Unterschrift: Polizeipräsident“, schloß Amanda ab.

„Also, versuchen wir mal den Text festzuhalten.“ Herr Lüdicke zückte Notizbuch und Füllfederhalter. Nach etlicher Beratung der so plötzlich zu einer Art Verschwörung verbündeten Reisegefährten wurde folgender Wortlaut festgelegt:

„Monokel auffallend elegant sprachgewandt Eintragung Hotel Frankfurtmain Bankier Alfons Köhlmann beobachtet Passagiere macht Hafenpolizei New York auf eventuell Verdächtige zwecks Verhaftung aufmerksam Belohnung für Ergreifung mit Raub zwanzigtausend ohne sechstaufend Polizeipräsident.“

Im Flüsterton suchten die Kollegen den Sinn der festgelegten Bruchstücke zu enträtseln. Es handelte sich offenbar um einen auffallend eleganten und sprachgewandten Herrn mit Monokel, der sich in einem Frank-

furter Hotel eingetragen, dort also vermutlich auch den Raub verübt habe und deshalb dingfest gemacht werden solle. Zweifellos befand sich also bewußter Monokelträger an Bord der „Chicago“. Ferner wurde die Schiffsleitung benachrichtigt, daß ein Bankier namens Alfons Köhlmann die Passagiere beobachtet und die New Yorker Hafenpolizei auf etwa von ihm ermittelte Verdächtige aufmerksam machen solle. Außerdem wurde eine Belohnung für die Ergreifung des Täters ausgesetzt. Darin lag offenbar die Anweisung an die Schiffsleitung, die Bemühungen des bewußten Bankiers Köhlmann zu unterstützen.

In Fräulein Schulzes Gefühlswelt löste die allmählich sich klärende Begebenheit widersprechende Empfindungen aus. Dem stattlichen Obertelegraphensekretär in den besten Mannesjahren dünkte sie eine angenehme Auffrischung nach den wechselvollen, aber doch ziemlich eintönigen Erlebnissen, die sie nach und nach mit dem ganzen Direktorium ihres Hauses in nähere, wenn auch zur Flüchtigkeit bestimmte Beziehungen gebracht hatten. Das waren alles ältere, vornehm herablassende „große Kartoffeln“ gewesen — ohne Gemütsansprüche, mit sehr realen Wünschen, die in den langen Erholungszeiten zwischen weltumspannenden Geschäften aus der kalten Hand erledigt wurden. Herr Lüdicke entsprach etwa der Höhenlage Amandas. Sie durfte hoffen, ihm etwas zu werden, was sie noch nie einem ihrer zahllosen Freunde hatte sein können: ein Erlebnis — ein Abenteuer, jedenfalls das größte, das seine biedere Beamten- und Chemannsseele bisher zu verzeichnen gehabt haben würde. Und nun kam diese — merkwürdige — eigentlich recht störende, unerwünschte Angelegenheit. Kein Zweifel: ihr eben erst festgemachter Verehrer war innerlich stark abgelenkt...

Tatsächlich war Wilhelm Lüdicke in einer Seelenverfassung, die sich recht wesentlich von jener hoffnungseligen Stimmung unterschied, in der er vor einer halben Stunde den Kopfhörer übergestreift hatte.

2.

Kapitän Jens Mertens betrat heute den Speisesaal seiner geliebten „Chicago“ nicht ganz in der erträumten Hochstimmung. Auf ihm lastete das starke Unbehagen, das ihn jedesmal ankam, wenn ihm dienstlich bekannt wurde, inmitten der seiner Führung anvertrauten Schar Passagiere befände sich ein Außenseiter der bürgerlichen Weltordnung. Das störte ihm jenes lebensmännliche Behagen, dessen Bollgenuß ihn für das Riesennuß von Verantwortung entschädigen mußte, das der Beginn jeder neuen Fahrt auf seine breiten Schultern legte.

Der Juwelendieb, wenn er sich wirklich an Bord der „Chicago“ befand, durfte nicht entweichen. Es ging nicht um soundso viel tausend Mark — es war Ehrensache. Ein Kapitän, der acht Reisetage hindurch Zeit hat, seine fünfzehnhundert Passagiere zu beobachten, darf einen strafrechtlich verfolgten Verbrecher nicht unentdeckt durchfliegen lassen.

Also bedeutete das Radio-Telegramm des reichshauptstädtischen Polizeipräsidenten eine sehr ernst zu

nehmende Aufgabe — und damit eine unerwünschte Störung des Reisebehagens, das für Kapitän Mertens ein entscheidendes Element seiner Berufstätigkeit bedeutete.

In ganz anderer Verfassung hatte sich der Obersteward Valentin Klamfsoth beim Erklängen des Frühstückssignals an der Eingangstür des Speisesaals aufgepflanzt. Seefahrt war ihm nicht Lebensnotwendigkeit, nur Durchgangspunkt. Er sparte auf ein Hotel im Harz.

Zudem fühlte er sich als Menschenkenner. Er trug das festeste Bewußtsein mit sich herum, er vermöge binnen der zehntägigen Fahrt jedem einzelnen der zwei- bis dreihundert Fahrgäste, für deren leibliches Wohl er zu sorgen hatte, bis in die dunkelsten Tiefen seines kontinentalen Daseins hineinzuschauen. Ein Mann, der einen Juweliendiebstahl von Millionenwert auf dem Korbholz hatte — und zehn — nein, es waren ja nur mehr acht Tage unter Valentin Klamfsoths Falkenblick unerkannt? Abgeschmackte Vorstellung...

Etwas wie Weidlust zitterte um des Oberstewards schmale Nasenflügel, weiterleuchtete auf seinem gepflegten Gesichte, dessen scharfgeprägte Züge einem Minister wohl angestanden hätten.

Frau Ellen Winterfeld hatte die beiden ersten Reisetage und -nächte in einem Gefühl todnaher Erschlaffung verdammt. Die üble Laune des Nordwestwindes schleuderte während der Kanalfahrt dem Bordderstewards der „Chicago“ ganze Alpenketten grünläserner, schaumgekrönter Gebirge entgegen. Einsame Seefahrt im April — nicht eben das sicherste Mittel, ein äußerlich überstandenes schweres Schicksal innerlich zu verarbeiten. Der Kampf, der hinter dieser Frau lag, hatte sie oft an den Rand der Selbstaufgabe gerissen. Um ihr Engagement an der Metropolitan Opera antreten zu können, mußte sie ein Scheidungsurteil über sich ergehen lassen, das sie „schwerer Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten“ für schuldig und des Rechtes auf ihre Kinder verlustig erklärt hatte.

Frau Ellen ist nicht nur schuldig gesprochen — sie fühlt sich schuldig — die allein Schuldige. Junge, werdende Künstlerin, hat sie eben die ersten Schritte auf die Opernbühne getan — mit einem unerträumt großen Erfolge. Da tritt ihr ein Mann entgegen — ein stattlicher Landjunker. In entgleisender Zeit hängt er treu an alter preußischer Art. Freilich, er kann Noldes Liebestod nicht von „Heil dir im Siegerkranz“ unterscheiden. Sie reicht ihm die Hand, schenkt ihm zwei Kinder. Und eines Tages überwältigt der Dämon ihres Lebens die treuen Vorsätze, zertrümmert das gesicherte Glück. Eines Tages ist sie verschwunden, drahtet aus Stuttgart ihrem Mann, sie habe nach glänzendem Erfolg als Elisabeth im „Tannhäuser“ mit der Generalintendanz auf zwei Jahre abgeschlossen.

Singen müssen — ihre Bestimmung. Dafür hat Frau Ellen von Kellinghusen drei Menschen geopfert. Drei Menschen, die sie aus tiefer Seele liebt.

Im Verweilungsringen mit Urgewalten des Daseins ist Frau Ellen — sie nennt sich jetzt wieder mit ihrem Mädchennamen — eine Künstlerin geworden. Die zwei Stuttgarter Winter haben ihr die volle Beherrschung der Hauptrollen ihres Fachs gebracht. Im vergangenen Sommer hat sie in Bayreuth als Eusebia, Noldes, Sieglinde mit der Marosini abgewechselt und die Bewunderung Europas geerntet. Nun gilt es, die andere Hemisphäre zu erobern. Da war keine Wahl. Ehe und Mutterschaft haben sich als ein tragischer Irrtum enthüllt. Es geht nicht an, den Nachweis eines Jahrhunderts alten Geschlechts von Soldaten und Landjunkern zu betreuen, wenn man dazu geboren ist, allabendlich vor tausend Menschen für die Ewigkeit deutscher Tonduktur zu zeugen.

Wenn Frau Ellen sich vom Bett ein wenig aufrichtete, konnte sie das Bild einer besänftigten lichtgrünen Fläche erfassen, über deren lang hinschwellende Dünung Millionen Sonnenfunken sprühten. Dazu ferne Klänge der Bordonmusik, fernes Geplauder und Lachen — das gab einen Vollakkord von neuerwachender

Daseinswonnen, der sich in die gequälte Frauenseele mit satter Lodung hineinschmeißelte.

Auf den Zügen der Frau, die alsbald mit leiser Spannung an der Tür des Speisesaals nach einer Führerhand auspähte, war kaum eine Spur mehr der überstandenen Qualen zu entdecken.

Herr Valentin Klamfsoth, der vollendete Kavaliere, flügte durch die ganze Saaltiefe auf die suchende Dame zu.

„Gnädige Frau — Herr Kapitän Mertens bittet Sie, ihm die Ehre zu erweisen, an seinem Tische Platz zu nehmen.“

„Im — eigentlich hätte ich lieber solch ein hübsches rundes Tischchen für mich allein gehabt...“

„Bedaure unendlich — Gnädigste haben keinerlei Wunsch geäußert, als ich noch in der Lage war, ihm zu entsprechen... Gnädigste werden aber am Kapitänstisch einen mit besonderer Sorgfalt zusammengestellten kleinen Kreis vorfinden, in dem Sie sich zweifellos —“

„Also in Gottes Namen.“

Jens Mertens strahlte, als die Nachbarin, die der Obersteward ihm in genauer Kenntnis seines Geschmacks zudiffertiert hatte, in Sicht kam.

„Meine Herrschaften“, sagte er im Vollgefühl seiner Hausherrnrechte, „ich habe die Ehre, Ihnen eine berühmte Künstlerin vorzustellen — Frau Ellen Winterfeld — die zukünftige Primadonna der Metropolitan.“

Schon sah Ellen zur Rechten des Kapitäns, inmitten eines Kranzes von Mitpassagieren. Der Obersteward hatte die Vorstellung der Tischgesellschaft übernommen, zungenfertig und ohne einen Moment der Befinnung einlegen zu müssen. Von den Namen, die wie Federbälle in die Luft wirbelten, hatte Ellen wenigstens einen aufgefaßt, allerdings den für sie bedeutsamsten: Generalmusikdirektor Professor Doktor Ignaz Richter — von dem die Welt weiß, daß er der Leiter der Wiener Staatsoper ist und einer der gefeiertsten Taktstockschwinger der Gegenwart. Der musterte sie mit dem Interesse und der Sachkunde des Mannes vom Bau.

„Entzückt, verehrte Kollegin. Sie wissen — am fünften Mai, Tristan!“

„Ich freue mich!“, strahlte Ellen. Ein paar Minuten lang sah sie nichts als diesen prachtvollen, sprühenden Kopf, aus dessen Augen eine Welt von schöpferischer Willenskraft sie überslutete.

(Fortsetzung folgt.)

Optische Täuschungen.

Skizze von Conrad Redels.

Goethe dozierte seinem Famulus Edermann über die Farbenlehre. Er sprach über das reine Licht, an das die Newtonianer zu seinem Argern nicht glauben wollten und das sie zu seinem Kummer in die sieben Farben des Spektrums zerlegten. Er gab der Scheibe mit den aufgemalten Farbsegmenten, die zu seinen zahlreichen Experimentierapparaten gehörte, einen zornigen Stoß, daß sie hurtig kreiste und die Farben sich zu einem schmutzigen Grau mischten.

„Nun, was sehen Sie, lieber Edermann?“

Edermann wußte natürlich schon, was er zu sehen hatte. Er antwortete also: „Grau!“

Goethe nickte befriedigt. „Falsch! Die Newtonianer wollen, daß Sie Weiß sehen! Wie ist es aber nur zu glauben, lieber Edermann, daß erwachsene Menschen, die sich mit den Wissenschaften beschäftigen, nicht sehen können? Ist's optische Täuschung oder böser Wille? — Nur um an die Himmelskugel des reinen Lichts nicht glauben zu müssen.“

Und wieder gab Goethe der farbigen Scheibe einen ärglichen Schwung. „Oder ich bin selbst das Opfer einer optischen Täuschung und Sie dazu, lieber Edermann? Ich sehe beim besten Willen nur Grau!“

„Ich auch, Erzellenz“, beeilte sich der Getreue zu sagen. Die aufs neue betonte Zustimmung Edermanns, wenn sie auch so ziemlich die einzige blieb, die Goethe zu seiner Farbenlehre wurde, versetzte ihn wieder in bessere Laune, auch sein Vortrag lenkte in sanftere Bahn. „Daß übrigens auch der Beständige das Opfer einer optischen Täuschung werden kann, will ich Ihnen jetzt zeigen, lieber Edermann.“

Und Goethe machte sich ein Vergnügen daraus, auf eine

schwarze Tafel mit Kreide gleich große Linien, Vierecke und Kreise zu ziehen, die er durch verschiedenartige Schraffierung verschieden groß erscheinen ließ. Und Edermann vermochte gleich zu sagen, wie es gemeint war.

Goethe lächelte zufrieden: „Die optische Täuschung liegt auf der Hand. Und doch sind wir im ersten Augenblick geneigt, ihr zu glauben, weil wir sehen. Da sage ich denn nun als ein mit Einsicht Begabter: Ich sehe, aber ich glaube nicht. Und darf es diesmal sagen, während die Newtonianer sogar angesichts des reinen Lichts sich zu sagen erfreuen: Ich sehe, aber ich glaube nicht!“

Goethes Diener Karl trat ein. Er meldete: „Ein junger Engländer, ein Lord, wünscht Eurer Excellenz aufzuwarten.“

Im Empfangszimmer saß steif der junge Lord. Er erhob sich feierlich und verneigte sich. Goethe nahm gleich Anlaß, den jungen Herrn zu befragen, wie die Farbenlehre in England aufgenommen werde. Ihn interessierte das lebhaft, sagte er, da er sich im Gegensatz zu einem großen, wenn auch in Irrtumswahn befangenen Engländer, nämlich Newton, befände.

Der junge Fremde vermochte nur eine verlegene Antwort zu stammeln. Er habe sich noch nicht eingehend genug mit dieser Theorie befassen können, doch sei eines der Ziele, die er auf der Universität zu Jena verfolge, das Eindringen in Excellenz' berühmte Farbenlehre.

„So, Sie studieren in Jena, Mylord? Dann ist wohl dies Ihr erster Besuch in Weimar? Es freut mich, daß Sie gleich Gelegenheit genommen haben, mir die Ehre Ihres Besuches zu erweisen.“ Goethe lächelte den Engländer gnädig an.

„Nein, nein ... Ich war schon einmal in Weimar ...“ Unter dem durchdringenden Blick Goethes brach der junge Engländer verwirrt ab, um nach kurzer Verlegenheitspause zur Entschuldigung hinzuzufügen: „Ich habe damals sehr zurückgezogen gelebt und nur im Hause von v. B. verkehrt, an das ich rekommandiert war.“

„So, so.“ Goethe war merklich abgelenkt. Erst das Versagen in Punkt Farbenlehre und nun dies.

Der eintretende Diener Karl hob durch sein Erscheinen die Feinlichkeit der Situation. Er meldete das Fräulein v. J.

„Ah, eine Dame!“ rief Goethe aus und erhob sich. „So werde ich Euch Kindern meine Schwiegertochter schiden.“ Damit beendete er die Unterhaltung und ließ den jungen Engländer allein.

Seiner Schwiegertochter teilte er das Vorgefallene mit. Geh nur hinein zu den beiden und hilf ihnen konversieren! Er scheint mir ein rechter Stodfisch zu sein. Und von ihr hab ich auch noch nicht mehr als drei Worte vernommen.“

Am Abend machte Herr von Goethe mit Edermann einen Spaziergang durch den Park.

„Wovon haben wir doch heute vormittag gesprochen?“ begann Goethe das Gespräch.

„Aber optische Täuschungen, wenn Excellenz belieben“, beeilte sich Edermann zu erwidern.

„Ja, ja, ganz recht“, antwortete Goethe. Aber ihm mußte wohl noch immer der junge Engländer im Kopfe spuken, denn er fuhr fort: „Eine optische Täuschung könnte man es auch wohl nennen, wenn ein junger Mann, gesund und gut gewachsen und ein Lord dazu, dem also die Welt gehört, sich benimmt wie ein schüchterner Schuljunge.“ Und er schilderte seinem Edermann das Zusammentreffen mit dem Engländer. „Gleichfalls eine optische Täuschung könnte man es mit noch mehr Fug nennen, wenn ein junges Mädchen, gleichfalls gesund und gut gewachsen, dazu eine Angehörige des zungenfertigeren Geschlechts, nicht mehr als drei Worte zusammenbringt. Schüchternheit vor mir kann wohl doch schlecht in Betracht kommen, da die Weiberchen mir gegenüber immer gern Herz und Mund öffnen. Die Fülle der Täuschungen und Verlehrtheiten bedeutet es jedoch, wenn ein solches Männlein und ein solches Fräulein, allein gelassen, sich so steif und stumm und ängstlich gegenüber sitzen, wie meine Schwiegertochter den beregten jungen Lord und Fräulein v. J. vorfand.“

„Frl. v. J.“ fragte Edermann. „Ist das nicht die junge Dame, die im Hause v. B. als Tochter lebt?“

„Im Hause v. B.? War das nicht das Haus, in dem der junge Engländer, wie er sagte, verlehrt hatte, bevor er dazu kam, mir seine Aufwartung zu machen? Dann kannten sich also der Engländer und Frl. v. J., und trotzdem diese Schüchternheit vor einander? Nun, gleichviel ...“

Doch der Faden, so dünn und unbedeutend er schien, sollte damit noch nicht obgeponnen sein.

Goethe und Edermann bemerkten, daß sie auf dem Parkwege, den sie eingeschlagen hatten, nicht die einzigen Spaziergänger waren. Vor ihnen gingen zwei, ein junger Herr und eine junge Dame, in denen Goethe zu seinem Erstaunen den jungen Lord und Frl. v. J. erkannte.

„So sind sie doch vertrauter miteinander, als es den Anschein hatte. Aber sehen Sie nur, lieber Edermann, wie steif und distan-

ziert die beiden jungen Leuten nebeneinander herstolzieren! Und zu reden scheinen sie auch nicht.“

Goethe verstummte, denn Unerwartetes begab sich. Wie auf ein Kommando, fast automatenhaft, drehen sich die Köpfe der jungen Leute einander zu, um — nach einem träglichen Aufrück — dann ihre frühere Stellung wieder einzunehmen.

„Sehen Sie, sehen Sie, Excellenz?“ rief Edermann ganz erregt. „Run ja“, antwortete Goethe, „ich sehe, aber ich glaube nicht! Es muß eine optische Täuschung sein!“

Blizzard.

Von Hedwig Jäker (Dobelen).

In den Wetterwinkeln der Rocky Mountains werden die Blizzards geboren; jene furchtbaren Schneestürme, die mit ihrem verheerenden Atem über die endlosen Flächen der Mississippi- und Red-River-Prärien segeln und alles Leben auf ihrem Pfade ertöten.

Die Blizzards sind die Sorgenkinder der großen überlandeseisenbahnlinien, die den Verkehr zwischen der Ost- und der Westküste vermitteln. Machtlos stehen selbst die gigantischen Schnellzugsmotoren, trotz Schneeflug und Propeller, die in rasender Drehung Wolken von Schnee zur Seite schleudern, den hohen Schneeverwehungen gegenüber.

Wehe dem unkundigen Wanderer, der in den Bereich eines Blizzards gerät. Schneeflöden, Hagelförner und Eiskügel peitschen ihn mit Millionen Nadelstichen das Gesicht und drohen, ihm den Atem zu rauben.

Bald hat er jede Orientierung verloren und fühlt mit Entsetzen, wie ihn die Kräfte verlassen, wie die erstarrten Glieder allmählich die Beweglichkeit verlieren. Der gepeinierte Körper sucht nach einer kurzen Ruhepause — und sei es auch nur für winzige fünf Minuten; wem aber sein Leben lieb ist, der reißt alle Kraft zusammen und wehrt der zunehmenden Mattigkeit; denn Erschlaffung bedeutet den sicheren Tod.

Nur die „old-timers“, die wetterharten Fallenssteller, und die wagmutigen „prospectors“ — die Goldsucher, die in den eisfarrenden Einöden Kanadas ihrem Verufe nachgehen, kennen die Tücke dieser Schneestürme und wissen ihnen zu begegnen.

Werden sie von einem Blizzard überrascht, dann ist „Durchhalten um jeden Preis“ die einzige Rettung. Sowie einer der Ihren zu erschaffen droht, schlagen die Gefährten aus Leibesträften auf ihn ein, versehen ihm derbe Rippenstöße, kneifen ihn in Arme und Beine, und versuchen mit allen Mitteln die flauende Blutzirkulation anzuregen.

Was man in den amerikanischen Großstädten an Blizzards erlebt, sind nur noch schwache Ausläufer dieser verheerenden Schneestürme; aber das auch jetzt noch nicht mit ihnen zu spüren ist, wird jeder ausstehen, der einmal Gelegenheit hatte, zum Beispiel in New York, einen sogenannten Blizzard mitzuerleben.

Mit Heulen und Brausen kündigt er sein Nahen an. Der Himmel nimmt zuweilen eine graubraune Färbung an und die Tagesbelle weicht einer bescheidenen Dämmerung. Jeder Verkehr ist auf dem Pfade des Blizzards unterbunden und ängstlich flüchten die Menschen aus dem Wege dieses weißen Ungeheuers, das sie zum Spielball der entfesselten Elemente macht.

Selbst der pünktlichste Vanlee brückt ein Auge ab, wenn seine Angestellten an einem solchen Tage mit halbstündiger Verspätung zur Arbeit erscheinen.

Gewaltige Schneeverwehungen, die noch auf Stunden den ganzen Auto- und Fuhrverkehr lahmlegen, bezeichnen die Spur des wilden Gesellen.

Aufatmend geht die Riesenstadt wieder ihrer Beschäftigung nach, sobald sich der Sturm ausgetobt hat.

Zehntausende von Arbeitslosen werden vom Magistrat in die Schlacht geworfen, um den Kampf mit den Schneemassen aufzunehmen. Diese Leute werden sehr gut bezahlt, und so darf es nicht wundernehmen, daß ein einziger Blizzard die Stadt New York mehrere Millionen Mark kostet. Häufig beobachtet man nach dem Abklingen eines Blizzards einen plötzlichen Temperaturumschwung, der sich in anormaler Wärmegenahme äußert und ein großes Schneeschmelzen im Gefolge hat.

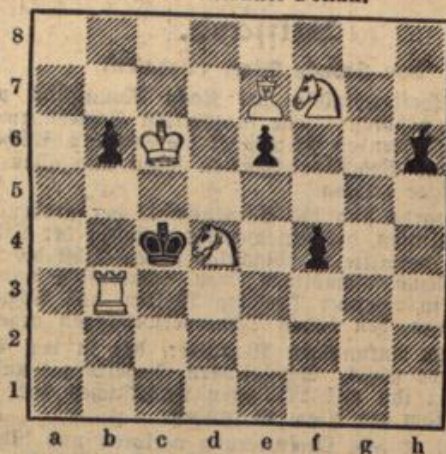
Es gibt nichts Unangenehmeres als New York im Schneewasser. Man wundert sich, woher auf einmal so vielen Gummischuhe kommen, die sich sonst drüben in den Schuhgeschäften sehr bescheiden im Hintergrunde halten.

Die elegante Amerikanerin aber bekleidet ihre Beine mit hohen Rußentiefeln aus rotem Saffian und weiß dadurch dem trostlosen Straßenbilde eine freundliche Note zu geben.

Schach

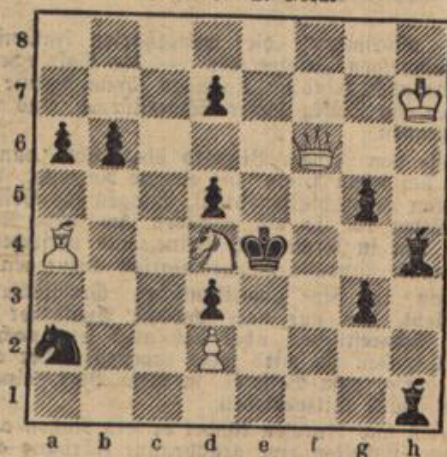
Bearbeitet von Gustav Mohr

Nr. 9. Michael Pollak.



Weiß: Kc6, Tb3, Le7, Sd4, f7.
Schwarz: Kc4, Lh6, Bb6, e6, f4.
Matt in 3 Zügen.

Nr. 10. S. Gold.



Weiß: Kh7, f6, La4, d4, Bd2.
Schwarz: Kc4, Lh1, h4, Sa2, Ba6, b6, d3, d5, d7, g3, g5.
Matt in 3 Zügen.

Ueber das Fernschach urteilt der Berliner Meister Kurt Richter in folgender Weise: Das Fernschach ist für den wahren Schachspieler in der Tat ohne Reiz; es ist etwas für ruhige Naturen, die den offenen Kampf am Brett mit seinen Ueberraschungen und Aufregungen nicht lieben; allerdings auch für solche Schachspieler, die irgendwo im einsamen Ort sitzen und keine Partner finden. Für diese ist es zweifellos eine segensreiche Einrichtung. Ferner muß man anerkennen, daß es die wissenschaftliche Erforschung des Spiels fördert. Aber dem wahren Schachspieler wird es nie das Schachspiel am Brett ersetzen. Der Kampf, das Lebenselement des Schachspiels, weicht im Fernschach nüchterner Analyse. Wer besser analysieren kann, wer bessere Hilfsmittel und — last not least — spielstarke Freunde besitzt, wird es im Fernschach zu etwas bringen. Das Persönliche, das den Kampf am Brett so reizvoll macht, wird im Fernschach vollständig unterdrückt. Ledernes Zeug, ohne Inspiration — ich zitiere diesen Ausspruch Gutmayers nicht, weil ich Gutmayer zum Kronzeugen aufrufe, sondern weil mir dieser Ausspruch den Nagel auf den Kopf zu treffen scheint. Es spricht weder für das Fernschach, wenn sich große Meister damit abgegeben haben, noch dagegen, wenn sie es nicht taten. Zweifellos ist die Beschäftigung mit

dem Fernschach lehrreich und vermittelt Kenntnisse der Theorie; niemand wird aber leugnen, daß eine solche Beschäftigung nüchtern ist und fehlt ein belebendes Moment, langweilig wird. Ein Vorzug des Fernschachs soll es sein, daß es sehr viel weniger Fehler enthält als das Brettspiel. Dies wäre ein Vorzug, wenn das Ideal des Schachspielers ein absolut fehlerfreies Spiel wäre. Gerade die Fehler sind es aber, die dem Schach eine eigene Note geben, unweigerlich zum Schach gehören, unlösbar mit ihm verbunden sind. Mit dem Augenblick, wo die Menschen es zu absolut fehlerfreiem Spiel bringen, hörte das Schach auf zu bestehen. Dieser Fall wird glücklicherweise nie eintreten. Zusammenfassend möchte ich noch bemerken, daß niemand das Fernschach vereckelt werden soll. Wer Lust und Freude daran hat, betreibe es ruhig weiter! Wogegen ich mich nur wehre ist die Auffassung, das Fernschach wäre dem Brettspiel in mehr als einer Beziehung überlegen; kurzweg gesagt, das Fernschach wäre das Idealschach. Welch ein Irrtum! Das Fernschach wird stets nur Surrogat bleiben.

Partie Nr. 5. Gespielt im Ausstellungsturnier in Lüttich 1930.
Holländische Verteidigung.

Weiß: Marshall, Schwarz: Dr. Tartakower.

1. d4—f5, 2. e4—f×e4, 3. Sc3—g6. Dies ist besser als das früher gespielte Sf6. 4. S×e4—d5, 5. Sg3. Reti bevorzugte 5. Sg5. 6. ... Sg7, 6. h4 — zweifelhaft. Besser ist 6. Lf4. Schwarz behielt dann ein schlechtes Spiel, wenn er nicht zu e5 kommt. 6. ... Sc6, 7. Lb5—Dd6, 8. L×c6—b×c6, 9. h5, stattdessen kam -9. f4 sehr in Betracht. 9. ... e5, 10. d×e5—D×e5+, 11. Sg1 e2—Se7, 12. c3—Sf5, 13. Lf4—De7, 14. h×g5. Hier hätte Weiß die lästige Drohung La6 verhindern sollen. 14. ... S×g3, 15. L×g3—La6, 16. Lf4—0-0-0, 17. Le3—h×g6, 18. T×h8—T×h8, 19. Sg3—Th4!, 20. Df3. Weiß hat keine befriedigende Fortsetzung mehr. 20. ... d4, 21. c×d4—Db4+, 22. Ld2—D×b5, 23. Lc3—Dc2, 24. Td1—D×a2, 25. Ld2—Dc4. Droht 26. ... Th1. 26. Le3—Lb5, 27. Te1—Db4+, 28. Ld2—D×d4, 29. Df7. Ein Verzweiflungszug. 29. ... De5+, 30. Le3—Db2, 31. Ld2—Lh6!, 32. De6+—Kb7, 33. Td1. Weiß ist völlig hilflos. 33. ... L×d2+, 34. T×d2—Dc1+, 35. Td1—Te3+, 36. Td2—Td4, 37. Se4—Dc1+. Aufgegeben.

Lösungen: Nr. 1 1. Se6—Kf3, 2. Dg1; 1. ... Kf1, 2. Sf4.
Nr. 2 1. Kd1—K×d3, 2. Db4. Angegeben von Frau Chr. Buërke, Hugo Habermann, Felix Bott, Ing. Schmitt, L. Nickel.

Rätsel

Sonderbare Mischung.

Die Ersten ziehn vorüber
So dicht gedrängt und grau,
Die Zweiten gibt es manchmal
Im Streit von Mann und Frau.
Das Ganze wird bewohnt seit langen Zeiten
Im Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“.

Wer hat's raus?

Ein Körperteil die 1. ist,
Wir brauchen sie zu jeder Frist;
Wir können damit lenken,
Sie manchmal auch verschenken.
Die 2. jedermann empört
(doch wird man auch dadurch geehrt!)
Das Ganze gibt man oft im Leben —
Ein Lump, der es uns falsch gegeben!

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 20.

Bilder-Rätsel: Böse Menschen haben keine Lieder. —
Logogriph: Mast, Last, Gast, Hast, Rast, Bast.

Richtige Lösungen sandten ein: Elise Bing, Robert Bingel, Gisela Becker, Rosy Grumbacher, Käthe Hasselbach, Friedel Hölzer, Bella Katz, Frau E. Kauffmann, Alois Lubinsky, Minna Ludwig, Charlotte Nensel, Erna Mühlfr edel, Nelly Prack, Adolf u. Luise Schmidt, Heinz Schweitzer, Rita Werner, sämtlich aus Wiesbaden; Minni Altmann aus Biebrich; Fr. Hede Haase aus Bierstadt; Anton Krahn aus Dotzheim; Fritz Holz aus Oestrich a. Rh.